

Ich frage mich oft, wann du angefangen hast zu verschwinden. Nicht körperlich. Du warst noch da. Neben mir. In Gesprächen, in Räumen, manchmal sogar direkt vor mir. Und trotzdem fühlt es sich an, als würde etwas zwischen uns langsam sterben. Ohne Geräusch, ohne Vorwarnung. Vielleicht passiert genau das mit Menschen. Vielleicht gehen sie zuerst innerlich, lange bevor der Rest folgt. Früher dachte ich immer, Verlust müsste plötzlich kommen. Wie eine Tür, die zufällt. Ein letzter Satz. Ein Ende, das gesetzt wird. Aber niemand spricht darüber, wie es wirklich ist. Wie es ist, wenn jemand immer weiter entfernt wirkt, obwohl die Entfernung kaum sichtbar ist. Obwohl sie direkt neben dir beginnt.

Vielleicht habe ich es zu spät gemerkt. Vielleicht wollte ich es nicht bemerken. Stattdessen verlor ich mich in meinen eigenen Gedankenstricken. Immer dieselben Fragen. Habe ich zu wenig gesehen? Zu wenig gefragt? Zu wenig verstanden? Zu wenig gefühlt? Ich gehe jedes Gespräch tausendmal durch, suche nach dem Moment, an dem etwas gekippt ist. Nach einem Fehler, den ich reparieren könnte, wenn ich ihn nur finden würde. Aber vielleicht gibt es gar keinen klaren Moment. Vielleicht zerbrechen Menschen nicht. Vielleicht entfernen sie sich einfach still. Ich vermisse nicht einmal nur dich. Ich vermisse die Version von mir, die es gab, als du mich noch angesehen hast, als wäre ich irgendwo ein Zuhause. Jetzt fühlt sich alles schwerer an. Die Tage verblenden ineinander, doch nichts bleibt wirklich hängen. Auf einmal ist alles zu viel verlangt. Nicht aus Müdigkeit, sondern weil jeder Tag dieselbe Frage mit sich bringt. Wie lebt man weiter, wenn etwas fehlt, das niemand sehen kann?

In scheinbar normalen Momenten die Stimme zu hören, das schrille Lachen, das ich doch so lange versuchte zu verdrängen. Oder der Geruch von Waschmittel in getragenen Kleidungsstücken. Dieser warme, vertraute Duft, der sich in Stoff festgesetzt hat, als wäre noch etwas Nähe darin geblieben. Der Geruch, der mich an eine Zeit erinnert, in die ich niemals zurückkehren möchte, aber die ich so sehr vermisse.

Es ist schwer, präsent zu sein, wenn man so leer geworden ist, und das, obwohl man noch da ist. Sie breitet sich unauffällig aus. Nicht laut. Nicht offensichtlich. Eher wie etwas, das sich zwischen Brustkorb und Bauch festgesetzt hat. Dumpf, beständig.

Ich dachte, es sei Glück. Jetzt denke ich zu viel. Zu viel über Erinnerungen. Zu viel über Worte, die nicht gesagt wurden. Meine Gedanken, ständig abschweifend, verlieren sich zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Ein Geruch, ein Ort. Ein Ort, an dem immer die Sonne schien, auch wenn sie gar nicht da war. Und plötzlich fühlt sich alles so nah an, nur um im nächsten Moment noch weiter entfernt zu wirken.

Versuche ich einfach, an etwas festzuhalten, was schon längst gegangen ist?

So gibt es diesen kleinen Teil in mir, der nicht loslassen will.

Weil ich nicht weiß, wer ich ohne dieses Vermissen bin.

Cassandra Moya Lopez, 10D